

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

№. 79 Freitag, den 9. April 1920

Eva, wo bist du?

Roman von Feodor von Zobellik.

(12. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Es war das erste Mal, daß Ell in Abendtrübel der Großstadt in freier Weise angedert wurde. Es grimmte sie, daß sie in diesem Augenblick etwas wie Furcht beschlich. Gerade dies Gefühl war ihr sonst fremd. Mit der Furcht mischte sich aber zugleich das Empfinden zorniger Abwehr. Am liebsten wäre sie grob geworden. Das ging natürlich nicht an. So begnügte sie sich denn, den alten Herrn unter rascher Kopfbewegung mit einem verächtlichen Lächeln zu antworten und zu streifen, und trat hierauf auf den Marabam, um in ihren Wagen zu steigen. Der Theaterdichter erzielte freilich nur die entgegengesetzte Wirkung. Der alte Säbner schien das Geschehen des Mädchens außerordentlich pikant zu finden; er starrte Ell nach und medierte leise vor sich hin, kramte sein Monatel ein und wollte dann mit schnellem Entschluß denselben Wagen besteigen. Aber da rang schon das Glockenzeigen, und der Wagen schwirte davon.

Ell sah bereits auf dem Gehweg dicht an der Tür. Sie schloß sich plötzlich wie betäubt. Sie hatte des alten Herrn nicht weniger gedacht, aber beim Ausfragen auf den Bahnhofsplatz etwas anderes gesehen, das ihr zu denken gab. Da war ein offenes Automobil vorübergefahren, und sie hatte die drei Personen im Fond deutlich erkannt. Ober glaubte das wenigstens. Während der Fahrt bemerkte sie aber Schwandens zu werden; daß die eine Dame Rajta gewesen war und ihr Wagenüber der Doktor Aprilule, war gewisslos. Doch die zweite Dame hatte einen dunklen Schleier getragen; bei ihr war ein Irrtum möglich. Und Ell wünschte einen solchen.

„Aber es war keiner. Dagegen war das Automobil bereits erkannt und der Tisch gedeckt. Auf ihrem Platz fand Ell eine Korbpostkarte: „Lieber Ellen! Ich bin bei Rajta — wahrscheinlich fahre wir in die Oper, erwarte mich nicht. Schluß! Habe ich. Auf — Christel.“ „Fräulein Christel kommt nicht zum Vorkommen“, sagte Ell, „nimmt das Gebed fort.“

Sie hatte wenig Appetit. Wieder überkam sie die Sorge um Christel. Rajta trauete sie längst nicht mehr; vor Aprilule vermochte sie eine heimliche Vorliebe, ohne daß sie sich zu sagen vermochte, worauf diese Abneigung sich stützte.

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch den letzten Brief Maria Bogens aus Karlsruhe zu beantworten und dann ihre Kolleginste durchzuarbeiten. Darüber war es zehn Uhr geworden. Die Gulla erregte, zum Schlafengehen zu mahnen: für sie war Ell noch immer das Kindchen von ehemals. Aber Ell war heute noch nicht müde, sie wollte auf Christel warten. Die Gulla brummte, wagte indes keinen Widerspruch, und Ell setzte sich von neuem an ihren Schreibtisch.

Sie schloß ein paar Bogen Papier hervor und legte sie vor sich hin, tauchte die Feder ein und schrieb auf das Papier: „Wie der junge Barthel Wigels ein Ritter werden wollte und was ihm begegnet ist.“ Dabei ging ein heiteres Lächeln über ihr Gesicht. Sie dachte nicht mehr an Rajta und Christel, sie sah Jung-Barthel vor sich und freute sich über ihn. Aber war Jung-Barthel? Keiner von heute und hatte vielleicht auch niemals gedacht. Ahner der Lieberammlung, die Ell katalogisierte, hatte sie „ein hübsch neues Lieben“ gefunden: von dreien Wesselen, welche in ein Wirtshaus

Knechte und Mäde traten an die Hecke und schauten unglücklich dem lustigen Treiben zu.

In das Jauchzen, Lachen und Rären mischten sich die Ordnungsrufe des Chormannes, der mit Würde seines Amtes vollendete, hier ein paar Plätze, die sich in die Haare geraten waren, auseinandertrieb, und dort Wildlinge von frischen Seiten weiten geschickte. Aufgebundenes führte er die Kleinen, die weinen wollten, weil sie noch nicht gefunden hatten, an einige besonders gut verdeckte Bänke mit reichem Gelege, und die kleinen Paradieshändchen griffen eifrig zu.

Nach einer geruamen Weile rührte er die Trillerpfeife, und die Kinder sagten von allen Seiten herbei, einige mit frohen Eifer, andere mit verdrossenen Mienen. Freig holte sein Notizbuch vor, schrieb Namen der Kinder und Zahl der gemachten Funde auf und zählte zusammen. Es fehlten noch vier Eier. Er ordnete an, daß jeder, der noch ein Ei fand, es mit lauter Stimme verkünden müßte. Es flohen alle wieder auseinander und suchten alle Verstecke ab, bis auch das letzte Ei gefunden war.

Nun waren alle wieder um Platz verammelt. Er beachtete, alle Eier auf die Erde zu legen. Mit sichtbarlichem innerem Widerstreben gehörten die glücklichen Kinder, mit Wichtigkeit die weniger glücklichen.

Dann las er die Namen der drei glücklichsten Kinder vor und eröffnete ihnen: Ihr seid die Preisräger im Eierwettbewerb. Das ist eine Ehre für euch. Euren Däsegen aber nicht besahnt werden, denn sonst hättet ihr nicht Ehrenhaftes mehr an.“

Hierauf wandte er sich an den ganzen Kreis und sagte: „Ich bin heute Sozialist, und ihr seht Kinder bilden hier einen kleinen Zukunftsstaat. In unserem Staate gilt also das Gesetz: Jedes Recht für alle, gleich viel Oberer, als jeder. Ein jeder von uns bekommt ein rotes, braunes, gelbes, grünes, blaues und weißes Ei. Das nennt man wirtschaftliche Gleichstellung. So, nun greift zu! Nehme ich jedes sechs Eier, von jeder Farbe ein!“

Jeder nahm sich seine Portion, die drei Preisräger zwar mit ärgerlichen Mienen, die anderen aber, besonders die Kleinen, mit glückseligen Gesichtern. Dann sprangen sie mit Lärm und Lachen ins Haus.

Der Vater sagte zu sich: „Das halt du brav gemacht, Junge, und über die „I“ will ich dir bestimmt hinwegsehen. Aber ein Sozialist bist du da im Garten nicht gewesen, sondern vielmehr ein Kommunist. Und mit der wirtschaftlichen Gleichstellung hat es seinen großen Haken. Wirtschaftlich sind die faulsten Hände und Köpfe die größten und fleißigsten Mäuler; das kannst du jeden Tag bei der Arbeit und bei Tisch beobachten.“

Die Mutter trug unersättliches Brot mit Butter, ehter Aubutter, und frisch gekochte, warme Eier auf, und die zehn hungrigen Zukunftsstaater ließen, jeder in Bewußtsein des Sieges, heidenhaft bedin.

Literatur.

Kurt Bauhaus. Der Lebenslauf. Ein Gedächtnis in fünf Akten und einem Echo. Vgl. V. Verlag, Berlin 1920.

Dieses Buch — 120 große Seiten voll angelegender Texte — ist dem Verfasser — einem Kollegen überaus — mehr als ein paar trübende geistlicher Stimmungsbilder. Es ist das Produkt des Träumens, Frühlings, Denkens und Bewusstseins einer jungen Jugend, einer zischend wilden, unerschrockenen und wieder überfröhlichen, feinsten und wieder einfaches Überlegungs, ängstlichen und wieder zuweilen aufstrebenden Jugend. Das Bewußtsein, den Verlangen der Entgegnung eines verändernden Menschen in ruhiger Zeit. Die Gedanken eines Temperamentvollen, Sinnenden, Fühlenden, Bekämpfenden, in die welche Form findender Geist und in die große Satire ironischer Reiner gefaßt und gepreßt. Sein Buch aus einem Guß, keineswegs; denn es ist ja, wie gesagt, das Buch eines wilden Lebens, dem Schlüßlercharakter, dem Auf-Entschlafenen abhand wie das Innere der Religion. In der Form meist wild, ungezügelt, frei, wichtig, gleichzeitig oft, monomal tief und weh, niemals kunst- und geschmacklos. Fremd dem Hergebrachten und Prätend.

„Dem Stillen Weg“. Es ist wichtig ein stiller Weg, den Knechte Gunde-Bueger in ihrem in Romanhaft-Berlin in die eine erschienenen Gedächtnisbuch beschrieb, ein Weg, wie sie ihn oft in deutschen Bauwäldern finden: schmal, verstreuten, vom Lande der Eichen

und Ulmen, Eichen und Birnen dicht besätet, klaglos, sonnendurchzittert, und doch gedämpft, verschleiert. Es ist ein Weg, der uns hinausführt aus dem Garten, grauen Alltag in das Land der Romantik mit seiner Selbstläuterheit, seinen dautenden Jasminblühen, seinen vom Mondschein erhellten Nächten und glühenden Waldseen. Das Land der Romantik liegt uns Modernen verhältnismäßig fern, und doch folgen wir der Dichterin gern, lassen uns von ihr milig leiten. Was ihrer an großen Gedanken nicht gerade reichen April eine besondere Note gibt, ist die melancholische, an Xenon erinnernde Art, wie sie das Leben sieht. „Ich habe vor dem Frühling Angst“, dieser eine Satz kennzeichnet ihre ganze Dichtung. Ueber ihren sämtlichen Gedichten liegt etwas wie Dämmerstimmung, etwas Einschlüßendes und Hindämmendes; freilich zieht man die Schultern in die Höhe, empfindet aber gleichzeitig das Unheimliche der grauen Stunde, in der die Sonne vor den Erde Abschied nimmt. Die Sprache in den Gedichten ist rein, ruhig, ebenmäßig, nur etwas zu reich an alltäglich gewordenen Metaphern. Bevorzugt wird der der ganzen Romantik (siehe seine) elgentümliche Bergleier, doch werden die Dichterin auch andere, dem Inhalt stets angepaßte, Besmaße an. Wunderbar ist zum Beispiel in dem Gedicht „Mimosa“, vor dem ich zum Schluß noch einen Vers zitieren möchte, durch die abgegrünte, schwere, spoudeische Zelle die Müdigkeit, Weisheit, Sonnenmattheit der Mimose charakterisiert:

„Hüllet mich, Schatten der Nacht, —
Kommt doch, und hüllet mich ein —
Sich, ich schließe die Lider, —
Bin müde.“

C. J. Barnid.

Eine neue Folge der Henschel-Bücher, Völligste der Gesamtliteratur, enthält weitere 1000 Seiten von Feodor von Zobellik: John New (Nr. 2407) — Renate (Nr. 2408) — Waldwinkler (Nr. 2409) — Ein Bekenntnis (Nr. 2410); ferner die sehr zeitgemäßen Abhandlungen von Richard Wagner: Die Kunst und die Revolution (Nr. 2411) und Ferdinand Raffale: Die Wissenschaft und der Arbeiter (Nr. 2412). — Während die Stormischen Romellen, wie bekannt, eine höchst anregende Unterhaltungsliteratur bilden, beansprucht das, was die beiden berühmten Verfasserschaften Richard Wagner und Ferdinand Raffale vor Jahrzehnten über die Revolution dachten und schrieben, gerade in der Jetztzeit besonderes Interesse.

Prof. Adolf Günther. Rückkehr zur Weltwirklichkeit. Verlag Dunder und Humblot, München.

Mazim Neumann. Des Relativmotors zweiter Teil. Wege zum Wiederaufbau. Verlag Dunder und Humblot, München.

Swamy. Drama in einem Vorspiel und drei Akten von Leopold Schwarzschild. Verlag Engländer & Schloffer, Frankfurt a. M.

„Der Eifer arbeitet.“ Eine neue Halbmonatsschrift für Eltern, Lehrer und Behörden erscheint jeden in Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin S. W. 68, heißt: „Der Eifer arbeitet“ von Regierungs- und Schulrat E. Wille im preussischen Kultusministerium. Der Eifer arbeitet bringt Aufschluß für alle Gebiete der Schule und Erziehung aus der Feder namhafter Pädagogen, Schulpolitiker und Pädagogen und will damit dem Eiferbetrieblern, deren tätige Mitarbeit an dem Blatte vorgesehen und erstrebt wird, das wissenschaftliche Rüstzeug zur Ausübung ihrer Tätigkeit und Gelegenheit zur Aussprache über alle einschlägigen Fragen geben. Einem parteipolitischen Standpunkt wird es nicht verfahren.

„Mieland.“ Die vom Mieland-Verlag in München herausgegebene Zeitschrift „Mieland“ pflegt die Kunst und die Literatur ohne Rücksichtnahme auf die Schlagwortpolitik unserer Zeit. Sie ist eine der vornehmsten und prächtigsten Zeitschriften von heute. Die neueste Nummer, Heft 11, enthält neben vorrätigen Bildern und elegant literarische Beiträge von Leo Sternberg, Karl Ulrich, Alfons Vehold, Hermann Hesse, Ernst Döring, Kurt Geib, Meurer, Hedwig Dorich, Paul Westheim, Felix Braun, Paul Gutzmann, Ernst Hoffner, Michael Charol.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung, Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 45/56, Fernruf 4520.



bezügliche Rest, in dem sich gut schenken ließ, und es waren große Stunden für Ell: die ersten, in denen sie schöpferisch wurde.

Da frühste draußen der Schlüssel in der Tür, und die Tür ging und wurde geschlossen. Ell legte ihre Papiere fort und sah nach der Uhr. Es war halb zwei. Sie stand auf, und im gleichen Augenblick trat Christel ein und blieb er-

starr. „Scherb!“ rief sie, „du bist noch wach!“

„Wie du siehst. Ich wartete auf dich.“

Christel rief ihren Schwestern zum Gescheh. „Aber ich schreib dir oh, es nicht zu tun. Ich wüßte ja, daß es spät werden würde. Ich war mit Rajsa im Theater.“

„Und er Oper?“

„Nein“, sagte Christel ädgerad, „im Apollotheater.“

„Auerdentlich passend für ein paar junge Damen. Ihr beiden allein?“

„Ja.“

Ells Blick wurde scharf. „Warum beist du mich? Zu- fällig fuhr ich an mir vorbei, als ich nach Hause ging. Agrulew war mit euch. Deshalb ver-zeißt du mir das?“

Christel ging an die Tür ihres Schlafzimmers und blieb da stehen. Sie wandte sich um. Ell sah, daß sie bloß war. „Ich weiß, daß du Agrulew nicht leiden kannst — deshalb erwähnte ich ihn nicht. Habe ich dir überhaupt Rede zu- fassen?“

„Wenn du nicht willst, laß es.“

Wichtig wurde Christel best. „Ich bin erwachsen genug und brauche keinen Vormund“, rief sie. „Ich habe bei Rajsa hinter, dann sind wir mit Agrulew im Apollo ge- wesen, dann haben wir zusammen bei Borchardt gespielt, dann waren wir in der English Bar und dann hat mich Agrulew nach Hause gebracht. Und ich habe mich ausge- zeichnet amüßert — ganz aus-ge-zeichnet . . . und ich will mich auch amüßern und da kannst du mir Vorlesungen halten, soviel und so lange du willst! Merst dir’s!“

Sie ging und schenkte die Türe zu. Man hörte, daß sie von innen den Kegel vorstieß. Aber ihr Schluchzen ver- nahm Ell nicht. Komme auch nicht sehen, wie sich die Kleine in voller Straßentafel auf das Welt warf und in ihr Kränzen blü. Wie eine tiefe Erregung ihre Glieder schüttelte und sie krauphast die Hände faltete, als ringe ihre Seele nach einem Gebet, und wie ihr Gesicht noch mehr verblich, als löste ihr der Atem. Sonst hätte Ell Mitleid gefühlt.

Drei Tage hindurch murte Christel. Auch Ell war unwillig. Kein Kränzen lösen sich die beiden Freundinnen mit beidseitigen Kränzen gegenüber und klippen schweelend ihr-Verständnis in den Tee. Dann fuhr sie nach der Unber- rührt und segten sich im Wagen der elektrischen Bahn weit voneinander. Das Mittagessen verließ unter dem gleichen Mangel an gegenseitiger Anregung; das Abendessen fürzte Ell nach Wohlgefühlt schnell ab, um sich dann wieder an ihren Schreibtisch zu setzen.

Aber ein Geschehnis am vierten Tage stellte die Freundschaft wieder her. Da erschien Herr Arwed in der siebenten Abendstunde bei Ell, die bei der Aufnahme ihrer Wieder- ständlich bis zu dem Druckerjahr 1872 gekommen war, ver- zerrte sich nach Gewohnheit und sagte mit etwas gepreßter Stimme: „Fräulein Roser, ich habe mit erlaubt, die Leute meines Kontors heute früher nach Hause zu schicken, weil ich gern ein paar Worte allein mit Ihnen sprechen möchte. Bestatten Sie dies?“

Ells Herzschlag löh in aussetzen zu wollen. Jetzt kommt eine Erklärung, sagte sie sich; lieber Gott, wie verhalte ich mich dazu? — Und laut und mitwoll sagte sie hinzu: „Das hingt so fernerlich, Herr Arwed, als wollten Sie mit ein paar Worte zur Katalogisierung vertrauen, die außer Ihnen höchstens noch Gumbert und Peter Schöffer zu Gesicht be- kommen haben.“

Arwed überhörte die Wendung und auch den absichtlich- lichen Ton. Er hatte seine Uhr gezogen. „Es ist jetzt sechs Uhr zwölfpünzwanzig Minuten“, sagte er. „Ich bitte gehore- amlich, bis sechs Uhr zwölfpünzwanzig ohne Unterbrechung- reden zu dürfen. Erlauben Sie dies?“

„Da Ihr Vortrag wohlwollendlich Ihr interessant werden

wird, pausiere ich gern. Wäre ich nicht in Ihrem eigenen Zimmer, würde ich Sie bitten, Platz nehmen zu wollen.“

Arwed setzte sich kopfschüttelnd in den Essstisch, stand aber gleich wieder auf. „Es ist doch besser, ich bleibe stehen“, meinte er; „ich will damit nicht sagen, daß es sich häßlicher macht — aber ich glaube, ich spreche rascher. Die halbe Minute, die diese Präliminarien einnehmen, ist mir überflüssig nicht mit. Ich bestimme nunmehr. Ich heiße Martin Arwed, einziger Sohn des August Friedrich Arwed und seiner Ehe- frau Mathilde, geborenen Kleinholz. Beide verstorben, der Vater erst vorjährig. Ich gäbe einunddreißig Jahre, war noch niemals krank, wenn ich von einem leichten Ra-erkrankung und einem unbedeutenden Gelenkerg abhebe, heiße noch alle meine Zähne — nur ein plomblertes ist darunter, und auch bei dem habe ich dem Zahnarzt eigentllich bloß eine Gefälligkeit erwiesen — und habe so gute Augen, daß ich selbst im Theater keines Overglases bedarf. Ich bin ein mäßiger Raucher, schnapfe gar nicht, bevorzuehe den Rau- tabak und trinke nur, wenn ich Durst habe. Ich hiesle- sichtigst Skat und hahardiere höchstens in Monte Carlo, ärgere mich aber bereits bei einem Verlust von zwanzig Franken und gebe dann die Sache auf. Meine Vermögens- verhältnisse liegen dann der gesellschaftlichen Ansicht meines Vaters und meines Talents für die Bierbrauerei günstig. Meine Jahresreserven betragen rund dreihundert Mark; das würden noch die allerdings schwankenden Einkünfte aus meinem jungen Geschäft kommen, die ich auf etwa sechshundert Mark beziffern möchte, wobei ich bemerke, daß mein Lager mehr als das Zwanzigfache wert ist. Ich habe in Berlin eine Jung- gefellenswohnung und in Wannsee eine Villa — die meiner Eltern. Außerdem habe ich ein ganz gutes Herz. Alles dies in der Gesamtheit befaßt mich meiner Ansicht nach zum Ehemann.“

„Herr Arwed“, sagte Ell, die blutübergeissen vor ihm saß, „ich bitte Sie herzlich.“

Aber er winkte ihr mit einer Hand und zog mit der andern in Andeutung dessen, daß er noch lange nicht fertig sei, von neuem seine Uhr, armete röhrt einmal tief auf und fuhr unentwegt fort: „Von meinem sechszwanzigsten Lebens- jahre ab sollte ich alljährlich heiraten. Zuerst die einzige Tochter des Hauptmanns der vaterländischen Brauerei; es war dies jedoch eine Witwenbenke, für die ich mich nicht weiter zu interessieren vermochte. Dann fand man ein armes, aber ehrlches Mädchen von adliger Geburt zur Aufzuehrung meiner Bürgerlichkeits, dann eine liebe Verwandte, die mich nicht- belustigender unendlich gleichgültig war, dann . . . aber ich will mein geehrtes Publikum mit der Aufzuehrung dieser, die mich glücklich machen sollten, nicht weiter langweilen, sondern direkt auf den springenden Punkt meiner Aus- führung eingehen: daß ich mich mit der selten Absicht- trug, nur dann zu heiraten, wenn mein Herz es verlangte.“

„Herr Arwed“, sagte Ell, die nichtig wieder bloß ge- worden war, „eie Sie weitersprechen.“

Doch Herr Arwed winkte, seine Uhr in der Hand, aber- mals ab. „Gehoramt Verzeigung“, fuhr er fort, „ich habe noch sechs Minuten Redefreihelt und möchte Sie ausnutzen. . . . Wenn mein Herz es verlangte, sagte ich. Das hat nun geraume Zeit gedauert. Ich habe mein Herz genau kon- trolliert. Auf vorübergehende Schwankungen ließ ich mich nicht ein: ich wollte eine sichere Prognose haben. Jetzt habe ich sie. Ich habe eine junge Dame kennen gelernt, die ich lieben mußte. Es war geistlich: Begehr des Herzens, eben jene ordr de coeur, auf die ich wartete. Ich weiß nichts von jener jungen Dame, als was sie selbst mir erzählt hat. Aber was sie mir nicht erzählt hat, ist mehr: die Sätze ihrer Erziehung und ihres Wesens, ihre reizende Anmut, ihre Alughelt — ist das, was ich sahste und sah . . . Fräulein Roser, Fräulein Elvira, Ehegatten der Wohlthätigkeit, ich will keine Antwort von heute zu morgen. Ich bitte Sie, überlegen zu wollen, ob das, was ich Ihnen zu bieten vermag, nicht wenigstens — der Überlegung wert ist. Ob Sie eines unabhängigen, keineswegs hieslerischen, aber immerhin mannigfaltig gut gearteten Mannes Frau werden wollen — eines Mannes, der Sie von Herzen lieb hat. . . . Womit ich schlicke.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Kastanienbaum.

Von Hans Natouet.

1. Er hatte die leere Wohnung prüfend durchgesehen und trat auf den kleinen Kädenballon. In einem Gärigen stand ein Kastanienbaum, seine letzten Zweige griffen traurig in die kalte, trübe Novemberluft, als suchten sie einen Halt. Da dachte er: Wenn ich meine liebe Wirt heimführen und mit ihr hier einziehen werde, dann wird dieser Baum vor unserem Schlafzimmer stehen. Dieser Kastanienbaum, be- deile dich, kroche, grüne, blühe, und wenn du die Frühling- zerge angetrafft hast, dann endlich ist es soweit. Er starrte verlorben in das dürre Geäst, das sich vor seinen träumen- den Blick mit Blüten bedeckte. Kastanienbaum, wenn du in deiner vollen Pracht erblüht bist, dann bin ich der seligste Mensch in der Frühlingszeit.

Der Hauswirt, der den Mieter begleitet hatte, wurde un- geduldig. Ob er auf die Wohnung reflektierte oder nicht, er verzeiherte, meiete zum Frühlingstermin und nichte dem Baum, bevor er ging, auf ein frohes Wiedersehen zu.

2. Der Frühlingstermin war da, aber an Heizen und Einziehen war nicht zu denken. Hindernisse — Hinder- nisse. Er durchschritt die leere Wohnung, die ihn in ihrer unveränderten kalten Frostigkeit trüblich anblidete, trat auf den kleinen Kädenballon, und da sprach ihm auch schon der Kastanienbaum wie einer, der frohgenut sein Ver- sprechen einlösen will, einen Nebenbuhler roter Kerzen entgegen. Sein Haupt sank tiefer, und er weinte vor Seh- nung. „Kastanienbaum“, sagte er, „Kastanienbaum, wie schön wäre es jetzt. Nun bist du hochgeblüht, und ich hebe vor dir so betelarm und tolltürlich. — Kastanienbaum. . . .“ Und da sah er. Er mochte den Baum nicht länger ansehen, der mit tausend Blütenaugen in sein leeres Schlafzimmer hinein- guckte.

3. Aber zum Herbst, zum Herbst, da war es soweit. Als sie sich an der neuen Wohnung festsetzen hatten, in der alles funktionierte an seinem Plage stand und sich erwartungs- voll verhaltenie, führte er vor auf den kleinen Ballon. „Sieh, Schatz, das ist der Kastanienbaum, von dem ich dir so oft geschwieben habe. Das ist er. Ich glaube, er hat meine ganze Sehnsucht, mein Leib und meine heiße Un- geduld in sich gezogen; deshalb blühte er in diesem Früh- ling so herrlich. Ich habe ihn den ganzen Frühlings und Sommer hindurch besucht. Er weilt von meiner Seh- nung an Frühlingsenden und von meiner Traurigkeit an einsamen heißen Sommeranagen. Ich sah seine biden, braun ladierten Knospen aufspringen, und eines Tages brannten die Kerzen, dann direkt die Sommerjonne sein Laub und machte es gelb. Der Baum lebte sein dunkles Leben, aber ich, ich war immer gleich traurig und schaute mich nach dir. Jetzt fallen die Blätter langsam — was tut’s —, wir haben Frühlings. Nun brauch ich dich nicht mehr, Kastanien- baum! Ich verabschiede mich für immer. Wenn ich jetzt noch einmal bestimme sein sollte, dann habe ich ja eine Frau! Wer das ist ja Antoin, wie sollte ich je wieder be- stimmen sein!“

4. Über schon im Winter, ja sogar im Winter sandte er mit- unter einen traurigen Blick hinaus auf den kalten Baum, und wenn durch seine Aeste ein Leben ging, dann war ihm, als wäre es eine Antwort auf das einsame Prästel und die leisen Schauer seiner Nerven.

Als aber der Frühlings kam, da trat er auf den kleinen Ballon hinaus und ließ seinen ganzen Schmerz auf den Kastanienbaum ausströmen. Da stand er wieder in seiner jungen Blütenpracht und grünen Fülle, genau wie im Vor- jahr, aber der, der ihn voll Begehrt anstarrte, war ein ganz anderer. Die Kerze er sich jetzt nach der Sehnsucht des letzten schmerzlichen Frühlings. „Bamm“, flüster er, „du guier, unwandelbarer Kastanienbaum — was ist mit mir geschehen? Du bist nicht feindl dazu, ich bin nicht feindl dazu, sie ist nicht feindl dazu, wir alle sind un- schuldig — und doch zerbrach ein zarter Traum nach etwas Ansehbarer. . . .“ Und kein Haupt auf tief, ein und er weinte auf den Baum nieder, weinte die müde, einsame Trau- rigkeit der Enttäuschung.

Der kleine Sozialist.

Von Adolf Kassin.

Am Morgen des ersten Oftertages sollte das große Tier- lichen stattfinden. Der Zeug ist dieses Jahr ein zünftiger Wänderer gemein; er hat die Hindernisse des Alpenwaldes spielend leicht genommen und ist mit Ebenmattentischen durch die Wälder, um Geizen und Wiesen, Wälder und Heine, vor allem aber die Gärten für das fröhliche Ofter- fest zu schmücken. Die Zimmerleute, die den großen Wänderer- garten umgibt, ist schon über und über grün. Da können die Ofterfesten sich schon verdecken. Dieser Garten, und wer von diesen glücklichen Tiergegnen sich weiter in den Wälder wagt, der findet unter den langen Bürgenmattentischen, den dichten Strauchbüscheln, den kleinen Feinmattentischen und be- weiset sich freudigen Zierden und prachtvolle Ge- stalten. Seit vielen Jahren war der Garten nicht so fröh- lich und bequem für das Ofterfestlager eingerichtet gewesen wie diesmal.

Überdem war Besuch gekommen. Aus der Reichshadt hatten sich zwei kleine Buben und ein kleiner Beter ein- gefunden, und ihnen hatte sich der zehnjährige Sohn des Rentiersmutter von Preis, dem Kleinen des Hauses, der in der Stadt die Oberrealschule besuchte, angefügt. Da der Bauer selber sehr Spröhlings-ke, so warteten zehn oter- festungstige Männer auf die Gaben der hoppelnden Beter- licher, die das gewiß auch wissen und fröhlich drücken und die ganze Nacht liegen würden. Dazu mußten sie sich auch schon deshalb verpflichtet fühlen, weil Früh vor acht Tagen konfirmiert worden war und deshalb für sich eine beson- dere Matten beantragen konnte.

Am Ofterabend, nachdem die Kleinen zu Bett ge- bracht worden waren, nahm der Bauer seinen Kleinen beiseite und sagte zu ihm: „Morgen früh um zehn Uhr findet der Ofterfesttag statt. Ich erinne dich zum Ob- mann über die kleine Wälder. Der Garten ist abgegraben, und du wirst den Schlüssel an dich nehmen. Die Mutter wird ein Schod Eier fochen und zum Zell färben. Du kommst ihr und den Wäldern beim Besuchen behilflich sein. Du halt darauf zu achten, daß die Blumen und die frisch gezeig- ten Beete nicht getrampelt werden; vor allem aber mußt du dafür sorgen, daß jeder der Kinder zu seinem Rechte kommt. Wenn dir deine Sache ordentlich macht, soll dir die „B“ im Betragen verzeihen sein.“

Früh bekam einen roten Kopf und schlich heimlich in seine Kammer. Er lag noch lange wach. Am meisten Kopf- zerbrechen machte ihm die Forderung des Vaters, daß jedes Kind zu seinem Rechte kommen solle. Endlich fiel ihm der erlösende Gedanke ein. „Ich hab’s!“ jubelte es in ihm, und er schielte beruhigt ein.

In der großen Schlafstube der anderen Kinder inschelte und wisperte es bis in die Nacht hinein. Die großen Jungen und Mädchen lagen den Kleinen ganze Wälder vor. Einer behauptete, daß die Gaben mit Brombeeren und Pfla- nen anmangiert wären und die Eier auf Kommando legten. Ein langweiliger Streik entpand sich darüber, wie die Gaben sich beim Tierlegen verhalten. Einige wollten wissen, daß sie wie die Dühner seit auf dem Reite säßen und hinter- her laut quakten. Andere wollten gesehen haben, daß sie die Eier beim Wänderen fallen lassen. Die alles besser wissen wollende Marie blieb trotz mehrfacher Wälder- sprüche dabei, daß die Eier beim Hoppelnd herumzu- legen. Schwere Schamantentät verrichtete auch die Gefor- schung der Methode des Tierlegens. Am einfachsten ließ sich nach die Entschlung der roten Eier erklären: die Gaben hinterlegen sie an ihrem Wälder. Die Gaben werden mit Gras und die Gaben am Wälder der Gaben gefärbt. Woher sie aber nur die blaue Farbe nehmen mochten? Darüber begann ein unendliches Wälder. Endlich erlöste die lange Rede mit überzeugter Bestimmtheit: Die blauen Eier werden eben von blauen Hahn gelegt.“

Am anderen Morgen, während die Kleinen, die zuletzt nach geworden waren, heulend durchs Haus wippten und burschten und nach ihrem Klapp schrien, umschlichen und umschlichen die Wälder wie geborene Gedächtnis der Wälder. Sie brüllten sich voreinander mit riefigen Entbedungs- und Erbedungsplänen und unterfanden ihre Läden auf deren Fische und Spanndecke.

Endlich erlöste Früh, die beiden Kleinsten an den Hän- den führend. Alle drängten sich um ihn, und er gab mit wichtiger Miene, dem Befehl des Vaters gemäß, die Spiel- und Bettkaufregeln bekannt. Dann schloß er die Spürte auf, und die Schat hob nach allen Richtungen hinein in den schäbergebenen Garten. Der Bauer und die Beter, die